

Papst Franziskus und seine Vision: Synodalität als der Weg der Kirche im 21. Jahrhundert

Andreas R. Batlogg

Andreas R. Batlogg SJ, Mag. Dr. theol., geb. 1962, Cityseelsorger an der Jesuitenkirche St. Michael in München, Publizist.

Summary: Von der ersten Stunde seines Pontifikates an hat Papst Franziskus das Augenmerk auf das Thema Synodalität gelenkt: Miteinander als Kirche auf dem Weg sein. Gemeinsam Verantwortung tragen, gemeinsam Lösungsvorschläge erarbeiten ist ihm ein Herzensanliegen, wie die Weltbischofssynoden seit 2014 zeigen. Gleichzeitig betont Franziskus, dass Synodalität nicht Parlamentarismus bedeutet. Es geht um ein neues Hören, aus dem eine neue Kultur gemeinsamer Entscheidungsfindung entstehen kann. Das ist seine Vision der Kirche im 21. Jahrhundert.

Hatte er im März 2021 auf Nachfragen noch ausweichend geantwortet – was auf die Unwägbarkeiten der weltweiten Corona-Pandemie und die damit verbundenen Reiseeinschränkungen zurückgeführt wurde –, überraschte der Generalsekretär der Bischofssynode, der maltesische Kurienkardinal Mario Grech, im Mai 2021, befragt, wie es um die Vorbereitungen der Ordentlichen Generalversammlung der Bischofssynode zum Thema Synodalität im Oktober 2022 stehe, mit der Mitteilung, Papst Franziskus habe sie um ein Jahr verschoben, auf Oktober 2023 – weil ihr ein zweijähriger synodaler Prozess vorangeschaltet wird. Der Papst, hieß es daraufhin in Pressemeldungen, schickt die Kirche auf einen zwei Jahre dauernden „synodalen Weg“.

Damit hatte wohl keiner gerechnet. Eher schon stand unausgesprochen die Frage im Raum: Wird Franziskus, der im Dezember 2021 sein 85. Lebensjahr vollendet, die Bischofssynode im Herbst 2022 überhaupt erleben? Wenn nicht, was dann? Und jetzt auch noch 2023! Von vielen bereits abgeschrieben, spätestens seit dem mit vielen Erwartungen überfrachteten Kinderschutzgipfel im Vatikan im Februar 2019, lesen sich manche „Würdigungen“ seit geraumer Zeit bereits wie Nachrufe – auf einen, der zwar mit beeindruckenden Gesten, markigen Sprüchen und Vergleichen und einem einfachen Lebensstil überzeugt. Aber all das wird mehr als ein „Stilwechsel“ gedeutet – ohne inhaltliche Perspektiven und nachhaltige Reformen. In-

haltlich habe der erste Papst aus Lateinamerika mehr angekündigt als bewirkt. Er bleibe alten Strukturen verhaftet, sei ein Gefangener der Kurie und scheitere am innerkirchlichen Widerstand. Machtworte (die es in neun, bald zehn Pontifikatsjahren sehr wohl gab) sind weniger die Sache des Jesuiten Jorge Mario Bergoglio als Überzeugungsarbeit. Und außerdem, ein typisches Jesuitenklischee: Dieser Papst sei sprunghaft, weitgehend beratungsresistent und allergisch gegen Strukturen. Dass Franziskus autoritär eingreifen kann, gewisse Personalien an sich zieht und einsam entscheidet, sich manchmal um kleinste Details kümmert, mit Telefonanrufen oder Blitzbesuchen buchstäblich ins Haus fällt, dafür gibt es zahlreiche Beispiele. Sie bleiben vor allem im Gedächtnis seiner „Bewunderer“ hängen, seine „Verächter“ halten ihm hingegen vor, er zeige gerade keine Führungsstärke, lasse die Dinge laufen und eile von einem Gag zum nächsten.

Für viele Beobachter, auch ihm wohlgesonnene, bleibt die Frage: Ändert sich strukturell etwas in der katholischen Kirche? Brechen hierarchische, klerikale (Männer-)Strukturen auf? Wird auf allen Ebenen ernst gemacht mit dem „sensus fidelium“? Wird das „Volk Gottes“, das sich angesichts des Missbrauchsskandals in unseren Breitengraden massenweise (ob durch Austritt oder durch stillschweigenden Exodus) von der autoritären Kirche abwendet, wirklich und wirksam beteiligt? Oder eben nur zum Schein? Auch der im Frühjahr 2019 in Deutschland initiierte Synodale Weg steht unter diesem Verdikt und wurde klein- und krankgejamert, bevor er begonnen hatte.

Auftakt: Synodalität – ein franziskanisches Reizwort. Oder: Ein Containerbegriff macht Karriere

„Synodalität“ wirkt mittlerweile weniger als das alles lösende Zauberwort denn als Reizwort und als Passepartout. Es ist ein Containerbegriff geworden: Man möchte ja gern glauben, dass eine andere Entscheidungsfindungskultur entwickelt wird, aber ... Der Pastoraltheologe Jan Loffeld gibt zu bedenken: „Fatal ist, wenn Synodalität zur Stopfgans für langgehegte Kirchenträume bzw. -alpträume wird und so jede/-r faktisch mit dem Begriff inhaltlich etwas anderes verbindet. Für manche meint Synodalität dann eine ‚demokratische Kirche‘, für andere den Weg geistlicher Entscheidung durch Unterscheidung, für wieder andere ein ‚protestantisches Kirchenparlament‘.“¹ Mit Blick auf die katholische Kirche in den Niederlanden – deren

¹ Loffeld, Jan: Wie wirksam kann ein synodaler Prozess heute sein? Zu Haken und Ösen einer ekklesiologischen Notwendigkeit, in: Anzeiger für die Seelsorge 130 (2021/7–8) 32–37, 37.

letzter theologischer Frühling mit dem von Rom durch entsprechende Bischofsernennungen und eine eigene Bischofssynode unter dem persönlichen Vorsitz von Papst Johannes Paul II. (1980) zunichte gemachten niederländischen Pastorkonzil (1966–1970) und dem sogenannten Holländischen Katechismus (1966) in eine theologische Eiszeit und in eine beispiellose Entkirchlichung führte – warnt er davor, dass „ungeklärte Begriffe, intransparente Vorentscheidungen und Kommunikationsweisen“² zu massiven Polarisierungen führen, die jeden Prozess blockieren, was auch damit zusammenhängt, dass das „Erwartungsmanagement“ nicht geklärt ist.³

Ich werde – auch wenn ich deswegen verdächtigt werde, (m)ein Mantra zu bemühen – nicht müde, wieder und wieder zu betonen: Synodale Vorgänge brauchen Zeit!⁴ Beide Möglichkeiten haben Vor- und Nachteile: Es ist eine Möglichkeit, sie autoritativ von oben zu verordnen. „Die Alternative dazu“, so meine mit Paul M. Zulehner getroffene Einschätzung, „lautet: Reformen in breiten Konsultationsprozessen zu vereinbaren.“⁵

Der lange Atem ist für mich mittlerweile, allen „Unglückspropheten“ zum Trotz, auch Ausdruck von Glaubenszuversicht geworden: Als Christ und Jesuit bin ich Optimist. Ich glaube, dass Gott auch heute in dieser Welt und in den Kirchen wirkt – und sich durchsetzt. Und dabei spielt Synodalität eine eminente Rolle. Mit diesem Beitrag liefere ich eine kleine Chronologie: Was bedeutet Synodalität für Papst Franziskus?⁶ Was traut er ihr, was mutet er ihr – und damit uns – zu? Welches Potenzial, welche Chancen liegen in einer mehr und mehr synodal verfassten Kirche?

Gemeinsamer Weg – gemeinsame Verantwortung – gemeinsame Lösungssuche

Kardinal Christoph Schönborn hat seinerzeit in einem Interview mit Vatican News am 22. Februar 2019 den vatikanischen Kinderschutzgipfel so bilanziert: „Für mich ist diese Begegnung, zu der der Papst alle Präsidenten der Bischofskonferenzen eingeladen hat, vor allem eine Erfahrung der

² AaO.

³ Vgl. Batlogg, Andreas R.: Synodale Kirche, in: StZ 234 (2016) 73–74.

⁴ Vgl. dazu Batlogg, Andreas R./Zulehner, Paul M.: Der Reformier. Von Papst Franziskus lernen – ein Appell. Würzburg 2020, 178–181 („Top-down oder bottom-up: Synodale Vorgänge dauern!“).

⁵ AaO.

⁶ Vgl. dazu Batlogg, Andreas R.: Der evangelische Papst. Hält Franziskus, was er verspricht? München 2018, 178–181 („Synodalität: Kirche auf dem Weg“); Batlogg, Andreas R./Zulehner, Paul M.: Der Reformier, bes. 135–156 („Synodalität – der Weg der Kirche von morgen?“).

Synodalität.⁷ Aus diesem Grund habe der Papst Bischöfe zusammengerufen, nämlich um sicherzustellen, dass auf der Ebene der Ortskirchen weitergearbeitet werde: „Um ein gemeinsames Bewusstsein zu erreichen“, so der Wiener Erzbischof, „aber auch gemeinsam aufeinander zu hören und miteinander nachzudenken, welche Möglichkeiten es gibt, einen gemeinsamen Weg in eine bessere Zukunft zu finden, in der so etwas nicht mehr geschieht. Für mich ist das eine sehr starke Erfahrung der Synodalität, das heißt des gemeinsamen Wegs, der gemeinsamen Verantwortung und der gemeinsamen Lösungssuche.“⁸

Da hat einer verstanden! Verstanden, was der Papst will. Verstanden, was „die Stunde geschlagen“ hat. Verstanden, dass Kirche, die Zukunft haben will, nur gemeinsam gestaltet werden kann – im gegenseitigen Hören aufeinander. Auch die Deutsche Bischofskonferenz (DBK) hat drei Wochen nach dem Missbrauchsgipfel gemerkt: Bischöfe allein können die anstehenden, bedrängenden Fragen nicht (mehr) allein lösen, es geht nur gemeinsam – deswegen die Einladung an das Zentralkomitee der deutschen Katholiken (Zdk), zusammen mit der Bischofskonferenz einen „Synodalen Weg“ einzuschlagen: ohne Tabus, ohne Zensur, ergebnisoffen, im Bewusstsein natürlich, dass es keinen nationalen Sonderweg in Fragen geben kann, die nur weltkirchlich – durch den Papst oder auf einem Konzil – gelöst werden können. Manchen schwante wohl, dass es dabei auch um Machtabbau geht: um das Abgeben von Kontrolle – und schon gab es nachträglich angemeldete Zweifel oder unverhohlene Distanz zu dem Projekt. Gemeinsam gehen, gemeinsam Verantwortung übernehmen und tragen – im Guten wie im Schlechten –, gemeinsam nach Lösungen suchen: Hier zeichnen sich die Konturen einer synodalen Kirche ab. Es ist eine Riesenchance!

„Prozesse in Gang setzen“

Im neunten Pontifikatsjahr (2021/22) stellt sich – nicht zuletzt angesichts des fortgeschrittenen Lebensalters des Papstes – dringlicher als zuvor die Frage: Wie schlagen sich die vielen Anregungen und Anstöße von Franziskus in der Organisationskultur und in der Organisationsstruktur der Kirche nieder? Bleibt es, wie viele meinen, bei schönen Ankündigungen? Ist Mitdenken, ist Partizipation wirklich erwünscht? Wer Ordination nicht mit Subordination verwechselt, wer das Organisationsdogma „Beteiligung

⁷ Zitiert nach: <https://www.vaticannews.va/de/vatikan/news/2019-02/schoenborn-kinderschutz-missbrauch-pbc2019-interview-vatiab.html>.

⁸ AaO.

schafft Identifikation“ ernst nimmt, kommt nicht umhin, das Know-how, die Erfahrung derer „von unten“, an der Basis, als locus theologicus wahrzunehmen und wertzuschätzen. Das muss man allerdings wollen – und hier besteht nach wie vor ein enormer Lernbedarf in der Kirche, in der vieles für lange Zeit nach der Methode Top-Down dekretiert wurde.

Dass es Angst machen kann, „Gewohnheiten“, „Stile“, „Zeitpläne“, „Sprachgebrauch“, ja selbst „jede kirchliche Struktur“ der kritischen, ernstgemeinten Prüfung zu unterziehen, ob sie wirklich der Evangelisierung der heutigen Welt dienen oder nur „der Selbstbewahrung“, wie Franziskus in seinem Apostolischen Schreiben „*Evangelii gaudium*“ (vgl. EG 27) vom November 2013 feststellte, liegt auf der Hand. Im vierten Kapitel („Die soziale Dimension der Evangelisierung“) seiner Programmschrift findet man dazu den vielzitierten Satz: „Die Zeit ist mehr wert als der Raum.“ (EG 222) Er erklärt unmissverständlich: „Dieses Prinzip erlaubt uns, langfristige zu arbeiten, ohne davon besessen zu sein, sofortige Ergebnisse zu erzielen. Es hilft uns, schwierige und widrige Situationen mit Geduld zu ertragen oder Änderungen bei unseren Vorhaben hinzunehmen, die uns die Dynamik der Wirklichkeit auferlegt. (...) Dem Raum Vorrang geben bedeutet sich vornehmen, alles in der Gegenwart gelöst zu haben und alle Räume der Macht und der Selbstbestätigung in Besitz nehmen zu wollen. Damit werden die Prozesse eingefroren. Man beansprucht, sie aufzuhalten. Der Zeit Vorrang zu geben, bedeutet, sich damit zu befassen, Prozesse in Gang zu setzen, anstatt Räume zu besitzen. Die Zeit bestimmt die Räume, macht sie hell und verwandelt sie in Glieder einer sich stetig ausdehnenden Kette, ohne Rückschritt. Es geht darum, Handlungen zu fördern, die eine neue Dynamik in der Gesellschaft erzeugen und Menschen sowie Gruppen einbeziehen, welche diese vorantreiben, auf dass sie bei wichtigen historischen Ereignissen Frucht bringt. Dies geschehe ohne Ängstlichkeit, sondern mit klaren Überzeugungen und mit Entschlossenheit.“ (EG 223)

Das Erbe des Zweiten Vatikanischen Konzils: Synodalität

Das Instrument, auf das Papst Franziskus dabei setzt und das er viel stärker ausreizen will, ist die Synode. Seine Vision: eine künftig viel intensiver synodal arbeitende (und verfasste) Kirche. Franziskus setzt dabei auch auf die Erfahrung, das Wissen und die Reflexion von Bischöfen weltweit. Er will ihr Potenzial viel stärker nutzen, als dies bisher der Fall war.

Hielt man die Nebenbemerkung in seinem ersten, langen Interview mit Antonio Spadaro von der *Civiltà Cattolica* im August 2013 noch für eine nette Geste in Richtung orthodoxe Kirche, häuften sich die Bemerkungen –

und Vorgänge – seither massiv, die zeigen, dass es sich beim Thema Synodalität gerade nicht um eine Marotte des Papstes, um einen PR-Gag oder um ein ekklesiologisches Placebo handelt. Spadaro hatte in seiner Frage an seine Predigt bei der Übergabe der Pallien an 34 Erzbischöfe am 29. Juni 2013, also wenige Wochen vor dem Interview, erinnert. Mit Bezugnahme auf das letzte Konzil sprach Franziskus dabei von der Berufung des Bischofs von Rom, die Einheit mit den Bischöfen zu stärken. Konkret bedeute das: „In der Einheit stärken: die Synode der Bischöfe im Einklang mit dem Primat. Wir müssen auf diesem Weg der Synodalität gehen, wir müssen wachsen im Einklang mit dem Dienst des Primats. (...) In der Kirche vereinigt sich die Vielfalt, die ein großer Reichtum ist, immer im Einklang der Einheit, wie in einem großen Mosaik, bei dem alle Steinchen dazu beitragen, das eine große Bild Gottes zu bilden. Und dies muss dazu drängen, stets jeden Konflikt zu überwinden, der den Leib der Kirche verletzt. Eins in der Verschiedenheit: Es gibt keinen anderen katholischen Weg, dass wir eins werden. Das ist der Weg Jesu!“⁹

Franziskus antwortete Spadaro: „Man muss gemeinsam gehen: Volk, Bischöfe, Papst. Synodalität muss auf verschiedenen Ebenen gelebt werden.“¹⁰ Es folgte sofort ein Hinweis auf eine nachkonziliare defizitäre Entwicklung, die nicht das vom Konzil angeregte Instrument an und für sich, aber ihre Effizienz diskreditierte: „Vielleicht ist es Zeit, die Methode der Synode zu verändern, denn die derzeitige scheint mir statisch. Das kann dann auch einen ökumenischen Wert haben – besonders mit unseren orthodoxen Brüdern. Von ihnen kann man noch mehr den Sinn der bischöflichen Kollegialität und die Tradition der Synodalität lernen. Die Bemühung um die gemeinsame Reflexion, der Blick darauf, wie die Kirche in den ersten Jahrhunderten vor dem Bruch zwischen Osten und Westen gelenkt wurde, wird zur rechten Zeit Frucht bringen.“¹¹

„Synodalität leben“, „die Tradition der Synodalität lernen“, „die Methode der Synode ändern“: Daran hat der Papst seit 2013 konsequent gearbeitet! Und es blieb keineswegs bei einem „frommen Wunsch“! In „*Evangelii gaudium*“ gibt es dazu einen Hinweis: „Im Dialog mit den orthodoxen Brüdern haben wir Katholiken die Möglichkeit, etwas mehr über die Bedeutung der bischöflichen Kollegialität und über ihre Erfahrung der Synodalität zu lernen. Durch einen Austausch der Gaben kann der Geist uns immer mehr zur Wahrheit und zum Guten führen.“ (EG 246) Ebenso wichtig ist eine Feststellung, die den Petrusdienst nicht relativiert, wie

⁹ Zitiert nach: https://www.vatican.va/content/francesco/de/homilies/2013/documents/papa-francesco_20130629_omelia-pallio.html.

¹⁰ Spadaro, Antonio: Das Interview mit Papst Franziskus. Hg. v. Andreas R. Batlogg. Freiburg 2013, 54.

¹¹ AaO. 54 f.

manche meinen, aber einbindet ins Kollegium der Bischöfe: „Ich glaube auch nicht, dass man vom päpstlichen Lehramt eine endgültige oder vollständige Aussage zu allen Fragen erwarten muss, welche die Kirche und die Welt betreffen. Es ist nicht angebracht, dass der Papst die örtlichen Bischöfe in der Bewertung aller Problemkreise ersetzt, die in ihren Gebieten auftauchen. In diesem Sinn spüre ich die Notwendigkeit, in einer heilsamen ‚Dezentralisierung‘ voranzuschreiten.“ (EG 16)

Dass Franziskus damit ernst macht, zeigt allein seine bisherige „Synodenbilanz“: 2014/15 gab es eine Familiensynode, 2018 eine Jugendsynode, 2019 eine Amazonas-Synode – und nun (2023) eine Bischofssynode zum Thema Synodalität selbst. Im Januar 2021 forderte Franziskus die italienische Bischofskonferenz auf, einen synodalen Weg zu beginnen, auf dem sich jede Diözese und jede Gemeinde einbringen sollte. Er lässt nicht locker! Auch andere Länder, darunter Österreich, haben sich mittlerweile auf synodale Prozesse eingelassen – was keineswegs, wie Auguren meinen fest stellen zu können, dem deutschen Synodalen Weg den Zahn gezogen hat, der zunächst ursächlich mit den bestürzenden Erkenntnissen zusammenhängt, welche die MHG-Studie zutage gefördert hat.

Ein Jubiläum 2015 – und eine päpstliche Programmansage

Am 17. Oktober 2015, mitten während der Familiensynode, fand in der Aula der Synodenhalle ein Festakt zum fünfzigsten Jahrestag der Einrichtung der Bischofssynode statt. In seiner programmatischen Ansprache erinnerte Papst Franziskus schon zu Beginn daran, dass er „vom Anfang meines Dienstes als Bischof von Rom an“ die Absicht gehabt habe, „die Synode aufzuwerten, die eines der kostbarsten Vermächtnisse der letzten Konzilsitzung ist“. An seine drei letzten Vorgänger erinnernd, die auf je ihre Weise die Effizienz dieses Instruments steigern wollten, sagte er: „Auf diesem Weg müssen wir weitergehen. Die Welt, in der wir leben und die in all ihrer Widersprüchlichkeit zu lieben und ihr zu dienen wir berufen sind, verlangt von der Kirche eine Steigerung ihres Zusammenwirkens in allen Bereichen ihrer Sendung. Genau dieser Weg der Synodalität ist das, was Gott sich von der Kirche des dritten Jahrtausends erwartet.“¹² Wenn das keine Ansage ist!

Franziskus ist sich dabei sehr wohl der Schwierigkeiten bewusst: „Was der Herr von uns verlangt, ist in gewisser Weise schon im Wort ‚Synode‘

¹² Zitiert nach: https://www.vatic.va/content/francesco/de/speeches/2015/october/documents/papa-francesco_20151017_50-anniversario-sinodo.html. – Alle weiteren Zitate dieser Rede beziehen sich auf diese Quelle.

enthalten. Gemeinsam voranzugehen – Laien, Hirten und der Bischof von Rom –, ist ein Konzept, das sich leicht in Worte fassen lässt, aber nicht so leicht umzusetzen ist.“ Eine „synodale Kirche“, so der Papst weiter, „ist eine Kirche des Zuhörens, in dem Bewusstsein, dass das Zuhören ‚mehr ist als Hören‘. Es ist ein wechselseitiges Anhören, bei dem jeder etwas zu lernen hat: das gläubige Volk, das Bischofskollegium, der Bischof von Rom – jeder im Hinhören auf die anderen und alle im Hinhören auf den Heiligen Geist, den ‚Geist der Wahrheit‘ (Joh 14,17), um zu erkennen, was er ‚den Kirchen sagt‘ (vgl. Offb 2,7).“

Für Franziskus ist klar: „Die Bischofssynode ist der Sammelpunkt dieser Dynamik des Zuhörens, das auf allen Ebenen des Lebens der Kirche gepflegt wird. Der synodale Weg beginnt im Hinhören auf das Volk (...). Der Weg der Synode setzt sich fort im Hinhören auf die Hirten. Durch die Synodenväter handeln die Bischöfe als authentische Hüter, Ausleger und Zeugen des Glaubens der ganzen Kirche, wobei sie verstehen müssen, diesen von den oft wechselhaften Strömungen der öffentlichen Meinung zu unterscheiden. (...) Und schließlich gipfelt der synodale Weg im Hören auf den Bischof von Rom, der berufen ist, als ‚Hirte und Lehrer aller Christen‘ zu sprechen: nicht von seinen persönlichen Überzeugungen ausgehend, sondern als oberster Zeuge der *fides totius Ecclesiae* [des Glaubens der gesamten Kirche]“. Und wieder: Alles spiele sich auf einer Synode immer „cum Petro et sub Petro“ ab.

Als theologisch hoch bedeutsam empfinde ich diese Passage: „Die Synodalität als konstitutive Dimension der Kirche bietet uns den geeignetsten Interpretationsrahmen für das Verständnis des hierarchischen Dienstes selbst. Wenn wir begreifen, dass ‚Kirche und Synode Synonyme sind‘, wie der heilige Johannes Chrysostomos sagt – denn die Kirche ist nichts anderes als das ‚gemeinsame Vorgehen‘ der Herde Gottes auf den Pfaden der Geschichte zur Begegnung mit Christus, dem Herrn –, dann begreifen wir auch, dass in ihrem Innern niemand über die anderen ‚erhöht‘ werden kann.“

Franziskus sprach damals drei verschiedene Ebenen von Synodalität an: Verwirklichung in den Teilkirchen mit ihren alltäglichen Umsetzungsmöglichkeiten; in den Kirchenprovinzen, kirchlichen Regionen, Partikularkonzilien und in den Bischofskonferenzen; und schließlich in der Universalkirche, in der zweierlei zusammenzubringen sei: „bischöfliche Kollegialität“ und „eine ganz und gar synodale Kirche“. „Die Bischofssynode“, so Franziskus „drückt die affektive Kollegialität aus, die bei einigen Gelegenheiten zu einer ‚effektiven‘ werden kann, welche die Bischöfe untereinander und mit dem Papst verbindet in der Sorge für das Volk Gottes.“

Diese Ansprache war so etwas eine *lectio brevis* in Sachen Synodalität. Franziskus ließ durchblicken, dass sein eigenes Amt von einer mehr synodal

orientierten Kirche profitieren könnte: „Ich bin überzeugt, dass in einer synodalen Kirche auch die Ausübung des petrinischen Primats besser geklärt werden kann. Der Papst steht nicht allein über der Kirche, sondern er steht in ihr als Getaufte unter den Getauften, im Bischofskollegium als Bischof unter den Bischöfen und ist – als Nachfolger des Apostels Petrus – zugleich berufen, die Kirche von Rom zu leiten, die in der Liebe allen Kirchen vorsteht.“

Beim Abschluss der Synode, am 24. Oktober 2015, griff er seine Gedanken noch einmal auf. Wieder ging er dabei auf während der Synode offenkundig gewordene Spannungen ein: „Auf dem Weg dieser Synode haben die verschiedenen Meinungen, die frei – und leider manchmal mit nicht gänzlich wohlwollenden Methoden – ausgedrückt wurden, zweifellos den Dialog bereichert und belebt und so ein lebendiges Bild einer Kirche dargeboten, die keine ‚vorgefassten Formulare‘ verwendet (...). Und – jenseits der vom Lehramt der Kirche genau definierten dogmatischen Fragen – haben wir auch gesehen, dass das, was einem Bischof eines Kontinentes als normal erscheint, sich für den Bischof eines anderen Kontinentes als seltsam, beinahe wie ein Skandal herausstellen kann – beinahe! –, was in einer Gesellschaft als Verletzung eines Rechtes angesehen wird, kann in einer anderen eine selbstverständliche und unantastbare Vorschrift sein; was für einige Gewissensfreiheit ist, kann für andere nur Verwirrung bedeuten.“ Auf das Trotzdem kam es an: „Und ohne je der Gefahr des Relativismus zu erliegen oder auch jener, die anderen zu verteufeln, haben wir versucht, uns vollkommen und mutig der Güte und der Barmherzigkeit Gottes anzuschließen, die unsere menschlichen Kalküle übersteigt und nichts anderes will, als ‚DASS ALLE MENSCHEN GERETTET WERDEN‘ (1 Tim 2,4). So wollten wir diese Synode in den Zusammenhang des Außerordentlichen Jubiläumjahres der Barmherzigkeit einfügen, das die Kirche zu leben berufen ist, und diesen Zusammenhang lebendig erfahren.“

Wer den Duktus solcher Ansprachen gewohnt ist, konnte über eine Bemerkung staunen bzw. musste darüber stolpern: „Liebe Mitbrüder, die Erfahrung der Synode hat uns auch besser begreifen lassen, dass die wahren Verteidiger der Lehre nicht jene sind, die den Buchstaben verteidigen, sondern die, welche den Geist verteidigen; die nicht die Ideen, sondern den Menschen verteidigen; nicht die Formeln, sondern die Unentgeltlichkeit der Liebe Gottes und seiner Vergebung. Das bedeutet keineswegs, die Bedeutung der Formeln – sie sind notwendig! –, der Gesetze und der göttlichen Gebote zu schmälern, sondern die Größe des wahren Gottes zu preisen, der an uns nicht nach unseren Verdiensten und auch nicht nach unseren Werken, sondern einzig nach dem unbegrenzten Großmut seiner Barmherzigkeit handelt (...). Die erste Pflicht der Kirche ist nicht die, Verurteilungen und

Bannflüche auszuteilen, sondern jene, die Barmherzigkeit Gottes zu verkünden, zur Umkehr aufzurufen und alle Menschen zum Heil des Herrn zu führen“. Das Schlusssignal des Papstes lautete: „In der Tat, die Synode abzuschließen, bedeutet für die Kirche, wieder wirklich ‚gemeinsam voranzugehen‘, um in alle Teile der Welt, in jede Diözese, in jede Gemeinschaft und in jede Situation das Licht des Evangeliums, die Umarmung der Kirche und die Unterstützung durch die Barmherzigkeit Gottes zu bringen!“

In seiner Ansprache zum Synodenjubiläum hat der Papst noch auf einen anderen Punkt hingewiesen, den „sensus fidelium“, der in der Konzilskonstitution „Lumen gentium“ zur Sprache kommt: „Im Apostolischen Schreiben *Evangelii gaudium* habe ich das noch einmal unterstrichen: ‚Das Volk Gottes ist heilig in Entsprechung zu dieser Salbung, die es ‚in credendo‘ unfehlbar macht‘. Und ich habe hinzugefügt: ‚Jeder Getaufte ist, unabhängig von seiner Funktion in der Kirche und dem Bildungsniveau seines Glaubens, aktiver Träger der Evangelisierung, und es wäre unangemessen, an einen Evangelisierungsplan zu denken, der von qualifizierten Mitarbeitern umgesetzt würde, wobei der Rest des gläubigen Volkes nur Empfänger ihres Handelns wäre.‘ Der *sensus fidei* [der Glaubenssinn] verbietet, starr zwischen *Ecclesia docens* [der lehrenden Kirche] und *Ecclesia discens* [der lernenden Kirche] zu unterscheiden, weil auch die Herde einen eigenen ‚Spürsinn‘ besitzt, um neue Wege zu erkennen, die der Herr für die Kirche erschließt. Diese Überzeugung war es, die mich geleitet hat, als ich wünschte, dass das Volk Gottes bei der Vorbereitung auf den zweifachen Synodentermin konsultiert würde – wie es gewöhnlich mit allen *Lineamenta* [Vorbereitungsdokumenten] geschieht und geschah. Selbstverständlich könnte eine Befragung dieser Art in keiner Weise genügen, um den *sensus fidei* zu hören. Aber wie wäre es möglich gewesen, über die Familie zu sprechen, ohne Familien zu Rate zu ziehen und ihre Freuden und Hoffnungen, ihre Leiden und ihre Ängste anzuhören? Durch die Antworten auf die zwei Fragebögen, die an die Teilkirchen verschickt wurden, hatten wir die Möglichkeit, wenigstens einige von ihnen zu hören in Bezug auf Fragen, die sie ganz direkt betreffen und über die sie so viel zu sagen haben.“

Kardinal Schönborn „liest“ Papst Franziskus

Weil Synodalität in manchen Ohren nach Demokratisierung „riecht“ – und Kirche, wie dann in Erinnerung gebracht wird, „keine Demokratie“, sondern göttliche Stiftung sei – ist es aufschlussreich, sich eine „Begleitlektüre“ dieser päpstlichen Ansprache in Erinnerung zu rufen: den Festvortrag, den Kardinal Schönborn bei derselben Gelegenheit gehalten hat. „Wir bleiben allzu

oft in der Theorie, im ‚man sollte‘ und ‚man müsste‘“, resümierte Schönborn nachdenklich, um abschließend mit Blick auf die Jünger Jesu („Bitte nehmen wir Maß am Apostelkonzil!“) festzustellen: „Und genau das ist der entscheidende Punkt: In Jerusalem ging es nicht um Beratung oder Entscheidung, sondern um Unterscheidung des Willens und Weges Gottes. Natürlich gehören heftige Diskussionen, ja sogar Streit und intensives Ringen zum synodalen Weg. So war es schon in Jerusalem. Aber Ziel der Debatten, Ziel der Zeugnisse ist das gemeinsame Unterscheiden des Willens Gottes. Auch dort, wo abgestimmt wird (wie am Ende jeder Synode), geht es nicht um Machtkämpfe. Parteibildungen (über die Medien dann gerne berichten), sondern um diesen gemeinschaftlichen Prozess zur Bildung eines Urteils, wie wir es in Jerusalem gesehen haben. Am Ende kommt, so hoffen wir, nicht ein politischer Kompromiss heraus, auf einem niedrigen gemeinsamen Nenner, sondern dieser ‚Mehr-Wert‘, den der Heilige Geist schenkt, so dass es am Schluss heißen kann: ‚Der Heilige Geist und wir haben beschlossen‘ (Apg 15,28).“¹³

Mit Blick auf den Ablauf der Synode, Verstimmungen, die es dabei gab, und Konflikte, die dort ausgetragen wurden, ergänzte Schönborn: „Es muss tatsächlich noch weiter ausgearbeitet werden, was ‚chiesa sinodale‘ hier heißen kann. (...) Es handelt sich immerhin um einen in dieser Form neuen Begriff, den der Papst benutzt und in der entscheidenden Rede allein vier Mal verwendet hat. Es ist noch nicht ausdiskutiert, was das im Einzelnen heißt.“¹⁴

Synodalität – theologisch

Weiteren Klärungsbedarf in der Frage des Verhältnisses von Universal- und Ortskirchen, bei der es Jahre zuvor einen teils heftigen, schlussendlich autoritativ entschiedenen Disput zwischen zwei deutschen Kurienkardinalen gegeben hatte, erkannte auch Kardinal Reinhard Marx, der Erzbischof von München und Freising: „Ohne die Ortskirchen kann die Universalkirche nicht sein und umgekehrt. Es handelt sich dabei um eine Verschränkung und eben nicht um eine Pyramide. Das ist nicht in allen Köpfen drin, daran

¹³ Schönborn, Christoph Kardinal: Ansprache anlässlich des Festaktes „50 Jahre Bischofssynode“ (17. Oktober 2015), in: ders. (Hg.), *Berufung und Sendung der Familie. Die zentralen Texte der Bischofssynode*. Mit einem Kommentar von P. Michael Sievernich SJ. Freiburg 2015, 66–79, 78.

¹⁴ AaO.

müssen wir weiterarbeiten. Das berührt nicht zuletzt auch das, was der Papst mit ‚chiesa sinodale‘ meint.“¹⁵

Auch auf der Ebene der Bischofskonferenzen wird nämlich eine mehr synodal geprägte Kirche Änderungen und Anpassungen nötig machen, wie der Festvortrag von Hermann Josef Pottmeyer beim Festakt „150. Wiederkehr der Deutschen Bischofskonferenz“ in Fulda am 28. September 2017 in Fulda zeigte. Der emeritierte Bochumer Fundamentaltheologe sprach dabei von einem „Programmwort des Pontifikats von Papst Franziskus“.¹⁶ Dass der Papst bei seiner Begründung für die Entwicklung einer mehr synodal geprägten Kirche eigens auf seine Vorgänger Bezug nimmt, die eher im Ruf standen, römischen Zentralismus zugelassen, wenn nicht sogar gefördert zu haben, wertet Pottmeyer als Versuch, sich in die Linie des Zweiten Vatikanischen Konzils zu stellen. Er warnte davor, die Rede von einer synodalen Kirche heute zu verwechseln oder zu vermischen mit „Vorstellungen (...) aus dem politischen und sozialen Bereich (...), nämlich mit demokratischer Willensbildung oder betrieblicher Mitbestimmung“. Entscheidend ist Pottmeyers Hinweis auf eine zu entwickelnde „Kultur und Spiritualität der Achtsamkeit“: „Bei allem Fragen nach möglichen Formen synodaler Mitsprache sollten wir aber die Herzmitte des synodalen Anliegens von Papst Franziskus nicht aus dem Blick verlieren. Das ist eine Kultur und Spiritualität der Achtsamkeit vor allem auf das Drängen des Heiligen Geistes ganz im Sinn der Ignatianischen Exerzitien, sodann gegenüber den Brüdern und Schwestern im Glauben, in denen der Geist auf vielfältige Weise wirkt; eine Kultur und Spiritualität der Achtsamkeit ferner gegenüber den Armen und Bedrängten, in denen uns Christus begegnet, und schließlich gegenüber der Schöpfung, unserer gottgeschenkten Heimat. Deshalb stellt eine synodale Kirche der lange vorherrschenden Top-down-Kommunikation eine Bottom-up-Kommunikation gleichrangig an die Seite. Die Kritik am Zentralismus und Klerikalismus jetzt nicht mehr nur an der Basis, sondern lauthals von der Spitze der Kirche her zu hören, das verstört nicht wenige – auch an der Basis. Denn der gescholtene Zentralismus und Klerikalismus – dienen sie nicht selten auch als Ausrede für die eigene Passivität, da man ja doch nichts ändern und bewirken könne?“

Dieser letzte Hinweis zeigt auch, dass es um eine breite Beteiligung geht. Es nützt nichts, auf einen Papst zu starren und zu meinen, er könne und werde „alles richten“. Eine synodale Kirche lebt von Beteiligung. Dazu ge-

¹⁵ „Gott denkt größer“. Ein Gespräch mit dem DBK-Vorsitzenden Kardinal Reinhard Marx, in: HerKorr 69 (2015) 17–21, 19.

¹⁶ Dokumentation: www.dbk.de/fileadmin/redaktion/diverse_downloads/presse_2017/2017-163a-Festakt-150-Jahre-Bischofskonferenz-in-Fulda-Vortrag-Prof.-Pottmeyer.pdf.

hört das richtige „Personal“. Es ist bekannt, dass Papst Franziskus auf die Auswahl von Bischöfen viel Wert legt. Aber er kann unmöglich alle, jährlich etwa vierhundert anstehenden Neuernennungen selbst steuern und kontrollieren. Er ist auf Zuarbeit und Vorschläge der Kongregationen angewiesen. Dass er sich Bischöfe wünscht, die Hirten sind und nicht Herrscher, hat er bei vielen sich bietenden Gelegenheiten gesagt. Es war nur ein kleines Zeichen, aber eben typisch für ihn: Am Ende der Familiensynode hat Franziskus jedem Bischof und weiteren Teilnehmern beim Verlassen der Synodenaula ein kleines Buch des argentinischen Jesuiten Diego Fares („Il profumo del pastore“) in die Hand gedrückt.¹⁷

Es ist unübersehbar, dass dieser Papst dem Volk Gottes etwas zutraut, dass er es einbeziehen will – die von ihm erbetene Umfrage 2013/14 für die Familiensynode 2014/15 zeigte es; dass er auf eine synodale Kirche setzt, die damit eine Tradition wiederaufgreift, die im Laufe der Kirchengeschichte vernachlässigt worden ist. Und es geht dabei nicht nur um einen anderen, moderaten Tonfall (was durchaus schon viel wäre). Es geht um eine andere Art des Kirche-Seins! Der „Synodale Weg“, auf den sich die Kirche Deutschlands im Frühjahr 2019 begeben hat und der coronabedingt etwas ausgebremst wurde, könnte dabei helfen und zu einem Modell werden, von dem andere Ortskirchen lernen können. Der entscheidende Durchbruch bei einer Fort- und Weiterentwicklung der Kirche ist, dass der Papst das Prinzip der Synodalität theologisch begründet, absolut ernst nimmt und auch praktiziert. Das meint auch der Münsteraner Kirchenhistoriker Hubert Wolf: Wenn der Papst die Synodalität und damit die Subsidiarität („ein Exportschlager“) in der Kirche einführt, ist ihr damit mehr gedient, als wenn er in einzelnen Fragen eine Entscheidung herbeiführt. Denn es handelt sich um eine grundsätzliche Dynamisierung der Weltkirche und überwindet langjährige Stagnation.¹⁸

Von daher ist es nicht unerheblich, dass es inzwischen auch ein eigenes Dokument der Internationalen Theologenkommission gibt, das am 2. März 2018, nach dreijähriger Arbeit, mit Billigung von Papst Franziskus veröffentlicht wurde. Es nahm im Übrigen auch dessen Einlassungen und Impulse von der 50-Jahr-Feier der Einrichtung der Bischofssynode auf. Der Titel des umfangreichen Dokumentes lautet: „Die Synodalität in Leben und

¹⁷ Vgl. Fares, Diego: *Il profumo del pastore. Il vescovo nella visione de Papa Francesco*. Prefazione di Antonio Spadaro. Milano 2015; vgl. dazu seinen aus der *Civiltà Cattolica* übernommenen und übersetzten Artikel „Hirten, nicht Herrscher. Papst Franziskus über die Gestalt des Bischofs“, in: *StZ* 233 (2015) 507–522.

¹⁸ Vgl. Wolf, Hubert: Die vielen Gerüche der Schäfchen. Warum Subsidiarität der Schlüssel zu Reformen in der katholischen Kirche ist, in: Paul M. Zulehner – Tomáš Halík (Hg.), *Rückenwind für den Papst. Warum wir Pro Pope Francis sind*, Darmstadt 2018, 139–158.

Sendung der Kirche“.¹⁹ „Der synodale Atem und die synodale Gangart“, so schließt dieses Dokument mit einem Zitat von Papst Franziskus aus seiner Ansprache an die Italienische Bischofskonferenz zur Eröffnung der 70. Generalversammlung am 22. Mai 2017 in Rom, „offenbaren zum einen, was wir sind, und zum anderen die Dynamik der Gemeinschaft, die unsere Entscheidungen beseelt. Nur unter dieser Perspektive können wir wirklich unsere Pastoral erneuern und sie an die Sendung der Kirche in der Welt von heute anpassen. Nur so können wir uns der Komplexität der heutigen Zeit stellen, dankbar für den zurückgelegten Weg und entschlossen, ihn mit Parrhesia fortzusetzen.“²⁰

Zu paulinischem Freimut – so zu reden, wie man denkt und wirklich fühlt – hat Franziskus während der verschiedenen Synoden immer wieder aufgerufen und ermuntert. Er erträgt Widerspruch und verabscheut die Mentalität, dem Papst (aus welchen Gründen auch immer) nach dem Mund zu reden.

Mit seiner Apostolischen Konstitution „Episcopalis communio“²¹ vom 18. September 2018 hat Franziskus sämtliche Bestimmungen, die den Weg einer „konstitutiv synodalen Kirche“ kennzeichnen sollen, normativ umgesetzt. Sie bedeutet, wie Kurienkardinal Michael Czerny festhält, „einen Fortschritt gegenüber dem Zweiten Vatikanischen Konzil“. Denn, so der Jesuit und Untersekretär der „Abteilung für Migranten und Flüchtlinge“ im „Dikasterium für ganzheitliche Entwicklung des Menschen“: „Das Konzil hat die Handlungsträger in der Kirche und den ihnen zukommenden Dienstauftrag in den Blick genommen, hingegen geht es in diesem Dokument darum, die theoretische Argumentation in kirchliche Praxis umzusetzen. Der Schwerpunkt liegt beim Zuhören: Jede synodale Praxis ‚beginnt damit, das Volk Gottes anzuhören‘, ‚setzt sich fort mit dem Anhören der Hirten‘ und kulminiert im Anhören des Bischofs von Rom, dazu aufgerufen, als ‚Hirt und Lehrer aller Christen‘ zu sprechen.“²²

¹⁹ Dokumentation: https://www.vatican.va/roman_curia/congregations/cfaith/cti_documents/rc_cti_20180302_synodalita_ge.html; außerdem zugänglich in einer „Quaestio disputata“ mit zwölf auswertenden, hochkarätigen Beiträgen aus verschiedenen theologischen Disziplinen in: Markus Graulich – Johanna Rahner (Hg.), Synodalität in der katholischen Kirche. Die Studie der Internationalen Theologischen Kommission im Diskurs (QD 311). Freiburg 2020, 318–388.

²⁰ Zitiert nach AaO. 388; das Original ist abrufbar unter: https://vatican.va/content/francesco/de/speeches/2017/may/documents/papa-francesco_20170522_70assemblea-cei.html.

²¹ Dokumentation: https://vatican.va/content/francesco/de/apost_constitutions/documents/papa-francesco_costituzione-ap_20180915_episcopalis-communio.html.

²² Czerny, Michael Kardinal: Synodale Kirche, solidarisch mit den Armen, in: StZ 239 (2021) 185–196, 190. – Dieser Artikel erschien ursprünglich auf Italienisch in der *Civiltà Cattolica* und wurde außerdem in französischer (*Études*) und englischer Übersetzung (*thinkingfaith*)

Das päpstliche Schreiben gibt auch eine Art Methodenfahrplan vor, indem es die synodale Praxis in drei Phasen gliedert: „Vorbereitung, Diskussion und Umsetzung, und jede Synode im gegenwärtigen Pontifikat – über die Familie (2014/15), über die Jugend (2018), über Amazonien (2019) – hat in steigendem Maße versucht, diese Vorgehensweise zu verwirklichen.“²³ Es ist offensichtlich, dass Papst Franziskus die Feinarbeit, die Verlängerung seiner Vision in die verschiedenen theologischen Disziplinen wie auch in die Strukturen der Kirche, Experten und Bischöfen überlässt. Aber er lässt auch keinen Zweifel daran, dass er dabei das letzte Wort hat, weil Synodalität nicht mit Parlamentarismus verwechselt werden darf. Als seine Aufgabe versteht er es, ausgehend vom Zweiten Vatikanum und insbesondere von der Kirchenkonstitution „Lumen gentium“, das Verständnis von Synodalität im Leben der Kirche wirksam zu implementieren – mit weitreichenden Folgen für die Unterscheidungs-, Beratungs- und Entscheidungsfindungskultur der Kirche. Auch wenn sich das Wort Synodalität in den Dokumenten des Konzils nicht *expressis verbis* findet, „übersetzt es doch die *Communio-Ekklesiologie* des Konzils und fasst sie zusammen“²⁴. Synodalität soll aber gerade nicht erfolgen „nach Art eines beliebigen *collaborative decision making*“, sie soll sich vielmehr erweisen als „ein Grundzug der kirchlichen Identität: ihre grundlegend auf Gemeinschaft angelegte Dimension, ihre wesenhaft evangelisierende Sendung unter der Führung des Heiligen Geistes“²⁵. Für Michael Czerny ist Synodalität deswegen „der *modus vivendi et operandi*, in dem die Kirche die Mitverantwortung aller ihrer Mitglieder Rechnung trägt, deren Charismen und Dienste zu schätzen weiß und die wechselseitigen Bande geschwisterlicher Liebe fördert.“²⁶

Dass dies ein Lernprozess ist – und zwar für alle Beteiligten –, liegt eigentlich auf der Hand. Synodalität ist nicht der Generalschlüssel, der sämtliche versperrten Räume aufsperrt: „Für den Papst kommt die Reform der Kirche ‚von innen‘, d. h. kraft eines geistlichen Prozesses, der die Formen verändert und Strukturen erneuert. Im Rückgriff auf das mystische ignatianische Erbe unterstreicht Franziskus den engen Zusammenhang zwischen innerer Erfahrung, Sprache des Glaubens und Erneuerung der Strukturen. Prozesse der Bekehrung auszulösen, ist also eine grundlegende Form der Leitung und die einzige wirkliche Garantie, die sich die Kirche als

publiziert – ein Indiz dafür, dass breites Interesse bestand, diese Interpretation eines engen Mitarbeiters des Papstes zu lancieren.

²³ AaO. 190 f.

²⁴ AaO. 186.

²⁵ AaO. 185.

²⁶ AaO. 186.

Institution zu Eigen machen kann, um erfolgreich den gemeinsamen Weg der Nachfolge Jesu weiterzuverfolgen, eben in der Synodalität. Die Intuition ist diese: Der Geist will nicht nur, dass wir gute Entscheidungen treffen, sondern er versichert uns durch den Prozess der Synodalität seines Bestandes, um das gesteckte Ziel zu erreichen.²⁷

Mit dieser „Lesart“ tun sich nach wie vor viele schwer. Sie hat unverkennbar mit der ignatianischen Prägung von Franziskus zu tun. Wäre es nicht absurd zu meinen, einer, der seit 63 Jahren von ignatianischer Spiritualität und Theologie geprägt ist, würde diese seine Prägung – ihre bewährten, über Jahrzehnte hinweg eingeübten Methoden und Vorgehensweisen – aufgeben, nur weil dieser Jesuit inzwischen zum Weihbischof und Erzbischof ernannt und schließlich zum Bischof von Rom gewählt worden ist? Ob man es glauben will oder nicht: „Der Papst besitzt weder vorgefertigte Ideen, die auf die Wirklichkeit anzuwenden wären, noch einen ideologischen Reformplan, den man sich nur überziehen muss, sondern er schreitet fort auf der Grundlage einer geistlichen und im Gebet gewonnenen Spiritualität, die sich umsetzt in Dialog, in der Beratung, in der konkreten Antwort auf Situationen der Verwundbarkeit, des Leidens und der Ungerechtigkeit. Dies ist seine, wie Ignatius sagen würde, ‚Vorgehensweise‘. Franziskus schafft die strukturellen Bedingungen für einen wirklichen und offenen Dialog. Er verfolgt weder vorgefertigte institutionelle Optimierungen noch am grünen Tisch ausgedachte Strategien mit dem Ziel, bessere statistische Resultate zu erreichen.“²⁸

Synodalität lernen heißt: aufeinander hören!

Besser und präziser als diese Einschätzung und Deutung von Czerny, muss ich gestehen, habe ich es selten gelesen.²⁹ Und mir wird zunehmend bewusst, dass Franziskus dabei auch enttäuscht bzw. enttäuschen muss. Auch ich habe zunächst nicht verstanden, warum er in seinem Nachsynodalen Schreiben „Querida Amazonia“ (2020) das überwältigende Zweidrittel-Votum der stimmberechtigten Bischöfe, mindestens am Amazonas die Weihe von „viri probati“ zuzulassen, nicht einmal mit einer einzigen Silbe erwähnt. Damit hat er viele Sympathien eingebüßt, nicht nur in Lateinamerika, sondern vor allem hierzulande. Zweifellos wäre davon ein Signal

²⁷ AaO.

²⁸ AaO. 194.

²⁹ Vgl. dazu Batlogg, Andreas R.: „Fratelli tutti“ – ignatianisch gelesen. Wie Ordensspiritualität und -theologie bei Papst Franziskus auswirken, in: MThZ 72 (2021) 91–107.

für die Weltkirche ausgegangen: Was am Amazonas möglich ist, kann auch anderswo Realität werden!

Die Augen geöffnet hat mir Antonio Spadaro in einem Interview, das in der August-Ausgabe 2020 in der Herder Korrespondenz erschienen ist. Wer Franziskus verstehen will, darf nicht an einem oberflächlichen Jesuiten-Jargon hängen bleiben und mit ignatianischen Leitvokabeln um sich werfen: „Es gibt ganz unterschiedliche Arten, Entscheidungen zu treffen. Wir sind daran gewöhnt, rational und überlegt einige Ideen zu formulieren, dann über sie nachzudenken und die besten davon am Ende auszuwählen, um sie in die Tat umzusetzen. Das ist aber nicht die Art, wie Franziskus entscheidet. Unterscheidung setzt eine persönliche Haltung voraus, die auf den Heiligen Geist hören will. Nicht die Person selbst und ihre Fähigkeiten stehen im Zentrum, sondern der Wille Gottes. Wenn Franziskus eine Reformidee hat, setzt er sie nicht einfach um, sondern er betet darüber. Er horcht darauf, dass diese Idee innerlich mit ihm macht – das ist typisch für die Spiritualität des heiligen Ignatius. Selbst wenn der Papst einen genialen Gedanken hat, von dem er selbst ganz beeindruckt ist, setzt er sich erst hin und wartet auf eine geistliche Bestätigung. Er betet darüber, und wenn ihn die Idee am Ende innerlich leer lässt, statt ihn zu bestärken, merkt er, dass es nicht der Wille Gottes war. Insofern ist Unterscheidung durchaus ein Weg, um Dinge zu entscheiden. Aber eben ein Weg, der nicht die Klugheit eines Vorschlags in den Mittelpunkt stellt, sondern die Spiritualität und den Willen Gottes.“³⁰

Spadaro machte das an zwei Entscheidungen fest, nämlich an dem Nachsynodalen Schreiben „Amoris laetitia“ (1926), das mutmaßlich wie kein anderes päpstliches Schreiben seit „Humanae vitae“ (1968) heftige, vor allem innerkirchliche Debatten ausgelöst hat³¹, und an „Querida Amazonia“: „Wenn der Papst sieht, dass eine Entscheidung nach einer innerlichen Unterscheidung reif ist, bringt er sie auch auf den Weg und macht sie sich zu eigen. So ist es zum Beispiel in ‚Amoris laetitia‘. Es gibt aber auch Situationen, in denen er vielleicht gemerkt hat, dass es auf der Synode zwar eine sehr gute Diskussion über einige Reformideen gab, dass aber die wirkliche Unterscheidung noch gefehlt hat. In diesen Fällen würgt er zwar nichts ab und schließt nichts aus. Er sagt: Gehen wir weiter voran, denken wir weiter darüber nach! Aber er fällt keine endgültige Entscheidung. Eben weil er fühlt, dass die Unterscheidung noch nicht gereift ist: Die Synode hat ihn noch nicht in die Lage versetzt, zu unterscheiden und den Willen Gottes in

³⁰ „Dies ist ein Pontifikat der Aussaat, nicht der Ernte“. Der Papstvertraute Antonio Spadaro im Gespräch, in: HerKorr 74 (2020/8) 20–24, 22.

³¹ Vgl. Sievernich, Michael: Von der Kunst persönlicher und pastoraler „Unterscheidung“ im Kontext der Familie, in: *ThpQ* 196 (2016) 355–370.

der jeweiligen Angelegenheit zu verstehen. So war es zum Beispiel mit den Viri probati auf der Amazoniensynode.³² Mich hat das überzeugt. Und der folgende Hinweis ist ein wichtiger Fingerzeig auch für das Verständnis des Instrumentes Synode überhaupt: „Es gibt eine allzu funktionalistische Vorstellung von einer Synode, die nur auf das Erreichen von Zielen ausgerichtet ist: Wir gehen zur Synode, um diese oder jene Reform durchzukriegen! Diese Einstellung ist bereits ideologisch. Zur Amazoniensynode sind zwei Parteien angereist. Die eine wollte verheiratete Priester, die andere war dagegen, und dann haben sie miteinander gestritten. Es war eine großartige Diskussion. Aber es war keine Unterscheidung. Für den Papst ist das zu wenig.“³³

„Unterscheidung der Geister“ ist ein Prozess – ein geistlicher Prozess. Wie auch Synodalität ein Lernprozess ist. Der der Bischofssynode vorgeschobene zweijährige Prozess ist dafür da, die Ortskirchen einzubeziehen und zu beteiligen – und aus diesem Prozess soll dann das „Instrumentum laboris“ für die Synode im Oktober 2023 entstehen. Dass eine Synode kein Parlament ist, in dem abgestimmt wird, dass es um ein neues aufeinander Hören geht, um einen anderen Stil des Umgangs, um dem Bischof von Rom zu helfen, Entscheidungen zu treffen, hat Franziskus bei vielen Gelegenheiten betont.

Als seine Kreierung zum Kardinal bekannt wurde, gab Reinhard Marx eine Stellungnahme (20. Oktober 2010) ab. Darin heißt es: „Auf ihrem Weg durch die Geschichte ist die Kirche immer beides: lehrende und lernende Kirche, verkündigende und hörende Kirche! Für einen solchen Weg ist es wichtig, offen zu sein für das vielfältige Zeugnis des Glaubens im Volk Gottes, und zugleich den Geist der *Communio*, der Einmütigkeit lebendig zu halten. Das ist die wichtigste Aufgabe des Papstes und der Bischöfe.“³⁴ Seinen mit Datum vom 21. Mai 2021 angebotenen, mit Zustimmung des Papstes am 4. Juni öffentlich gemachten Amtsverzicht als Erzbischof von München und Freising hat Franziskus innerhalb kurzer Zeit abgelehnt – auch das als Ergebnis einer geistlichen Unterscheidung. Er will auf Marx nicht verzichten, weder als Erzbischof einer bedeutenden Diözese noch beim Synodalen Weg, ganz zu schweigen von seinen Funktionen im Vatikan.

³² „Dies ist ein Pontifikat der Aussaat, nicht der Ernte“, 22.

³³ Vgl. dazu meinen Franziskus-Blog: <https://andreas-batlogg.de/2019/09/amazonas-synode-signale-aus-rom/>; sowie: <https://andreas-batlogg.de/2020/02/nachrufe-auf-papst-franziskus/>

³⁴ Zitiert nach: <https://www.erzbistum-muenchen.de/kardinal-marx/cont/61424>.

Bemerkenswert ist, dass Marx selbst in seiner Unterscheidung zum glatten Gegenteil gekommen ist.³⁵

Vom Ereignis zum Prozess

Lernen müssen ausnahmslos alle in der Kirche: der Papst, Bischöfe, Priester, Theologen und Theologinnen, einfache Christen. Das ist ein Weg. Mit offenem Ergebnis. Wer ist dazu bereit? Wer nicht? Dazu gehört das Hören auf den Geist: echtes Hinhören, nicht nur ein vermeintliches, weil die Ergebnisse längst feststünden. Dieses Hinhören muss fähig sein, hineinzuspüren in die Realität. Synodalität will dabei den Blick vom Ereignis zum Prozess lenken. Kurienkardinal Mario Grech betonte im Interview mit Andrea Tornielli von Radio Vatikan am 21. Mai 2021, wie wichtig ehrliches Hinhören und die Beteiligung aller sind: „Die erste und größte Neuerung ist die Umwandlung der Synode vom Ereignis zum Prozess. (...) Es geht nicht um Demokratie, Populismus oder ähnliches; die Kirche ist das Volk Gottes, und dieses Volk ist aufgrund der Taufe ein aktives Subjekt des Lebens und der Sendung der Kirche. (...) Der synodale Prozess wurde nicht am Schreibtisch erdacht, sondern ist aus dem Weg der Kirche in der nachkonziliaren Zeit selbst entstanden. (...) Das ganze Volk Gottes ist in den synodalen Prozess eingebunden. Die Bedeutung, die dem Volk Gottes beigemessen wird, zeigt sich an der Konsultation, die der Gründungsakt der Synode ist. Ich wiederhole: Die Konsultation des Volk Gottes ist bereits Teil des synodalen Prozesses, sie ist sein erster und unverzichtbarer Akt. Die Unterscheidung hängt von dieser Befragung ab. Diejenigen, die sagen, dass das nicht relevant und im Grunde nur ein vorbereitender Akt sei, verstehen wahrscheinlich nicht die Bedeutung des ‚sensus fidei‘ des Volkes Gottes. Wie ich bereits gesagt habe, war dies in der frühen Kirche der einzige Fall von Unfehlbarkeit, der in der Kirche anerkannt wurde: ‚die Gesamtheit der Glaubenden kann im Glauben nicht irren‘. Hier hat jeder seinen Platz und die Möglichkeit, sich auszudrücken. Der Wille des Generalsekretariats ist es, allen die Möglichkeit zu geben, sich Gehör zu verschaffen; dieses Zuhören ist die wahre ‚pastorale Umkehr‘ der Kirche. Möge eine Frucht der Synode darin bestehen, dass wir alle verstehen, dass Entscheidungsfindung in der Kirche immer mit Zuhö-

³⁵ Vgl. dazu meine Einschätzungen: <https://andreas-batlogg.de//2021/06/der-lotse-will-von-bord-zum-ruecktrittsgesuch-von-kardinal-marx/>; sowie: <https://andreas-batlogg.de/2021/06/ruecktritt-abgelehnt-mach-weiter-als-erzbischof-von-muenchen-und-freising/>.

ren beginnt, denn nur so können wir verstehen, wie und wohin der Geist die Kirche uns führen will.³⁶

Grech räumt ein: „Wir dürfen nicht vergessen, dass der Moment der Unterscheidung vor allem den in der Versammlung versammelten Bischöfen anvertraut ist. Einige werden sagen, dass dies Klerikalismus ist, dass es der Wille ist, die Kirche in ihren Machtpositionen zu erhalten. Aber wir dürfen mindestens zwei Dinge nicht vergessen. Das erste, immer wieder vom Papst wiederholt: dass eine synodale Versammlung kein Parlament ist. Sie mit Repräsentations- oder Quotensystemen zum Funktionieren zu bringen, birgt das Risiko, eine Art von Konziliarismus wieder aufleben zu lassen, der bereits weitgehend begraben ist. Zweitens sagt das Konzil, dass die Bischöfe das ‚Prinzip und die Grundlage der Einheit in ihren Teilkirchen‘ sind. Die Bischöfe haben also eine Funktion der Unterscheidung, die ihnen aufgrund des Dienstes, den sie im Namen der Kirche ausüben, zukommt. Meiner Meinung nach liegt die Stärke des Prozesses in der Wechselseitigkeit zwischen Beratung und Unterscheidung. Darin liegt das fruchtbare Prinzip, das zu weiteren Entwicklungen in der Synodalität, in der synodalen Kirche und in der Bischofssynode führen kann. Aber das können wir heute noch nicht wissen: Je mehr wir gehen, desto mehr lernen wir beim Gehen. Ich bin überzeugt, dass die Erfahrung der nächsten Synode uns viel über Synodalität und deren Umsetzung sagen wird.“³⁷

Je mehr wir gehen, desto mehr lernen wir – beim Gehen. Auch beim Beschreiten des Weges der Synodalität: „Der synodale Prozess“, gibt sich Grech überzeugt, „ist der Lackmustest für diese wirklich anspruchsvolle Vision der Kirche.“³⁸ Visionen warten auf ihre Umsetzung und Verwirklichung.

³⁶ Zitiert nach: <https://vaticacnews.va//de/vatikan/news/2021-05/kardinal-grech-interview-synodos-episcoporum-reform-synode.html>.

³⁷ AaO.

³⁸ AaO.